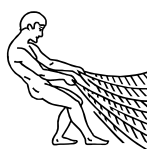


Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Chris de Stoop

Das
ist mein
Hof

Geschichte einer
Rückkehr

Aus dem Niederländischen von
Birgit Erdmann

S. FISCHER

Dieses Buch wurde mit Unterstützung des Flämischen Literaturfonds
herausgegeben (www.flemishliterature.be).



Erschienen bei S. FISCHER

Die niederländische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »Dit is mijn hof«
im Verlag De Bezige Bij, Amsterdam / Antwerpen
© 2015 Chris de Stoop

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Karte: Peter Palm, Berlin

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-002545-6

Inhalt

| | |
|---------------------------------|-----|
| 1. Prolog | 9 |
| 2. Zaligem. Die Weite | 17 |
| 3. Der Phönix | 47 |
| 4. Zaligem. Arbeit adelt | 73 |
| 5. Verlorene Dinge | 108 |
| 6. Zaligem. Fahnenflucht | 139 |
| 7. Das Geisterdorf | 170 |
| 8. Zaligem. Die Razzia | 201 |
| 9. Der Ökozentrismus | 232 |
| 10. Zaligem. Das Klappergestell | 258 |
| 11. Epilog | 295 |
| Literatur | 315 |

1.

Prolog

Hier stehen wir nun, mein Bruder und ich, am späten Nachmittag, tief im Schlamm, blau vor Kälte, und rufen die Kühe, »kommt, kommt, kommt«, während hinter uns plötzlich Kugeln auf das Stalldach prasseln. Instinktiv ducken wir uns und schauen uns um. Zwischen übervollen Wassergräben erstrecken sich vor uns die abgesoffenen Felder und Wiesen bis zum Horizont. Das einzig Ungewöhnliche, das wir hinter dem Zaun sehen, ist ein Bulldozer auf der anderen Seite der Weide.

Die älteren Kühe lassen sich willig zusammentreiben. Sie hören noch auf ihre Rufnamen wie Stampffuß, Spitzhorn oder Weißkopf, und sie kennen die Winterzeit im warmen Stall. Behäbig waten sie durch das Gatter in den Hof, vorbei an dem langen, frischen Mais-Silo, aus dem ein bittersüßer Geruch wie nasser Dampf in die Luft aufsteigt. Mit ihren dicken Hintern schwanken sie wackelnd und vor Zufriedenheit brummelnd in den Stall, geradewegs zum Trog, um Heu zu fressen.

Die sieben jungen Färsen mit den noch glänzenden orangefarbenen Chips in den Ohren lassen sich jedoch nicht einmal mit Stockhieben zu dem Gatter hinübertreiben, durch das sie im September zum ersten Mal, gemeinsam mit

dem Zuchtbullen, auf die Weide gekommen waren. Mit den Armen fuchtelnd, scheuchen wir sie auf, rufen und zetern, rutschen aus und werden klatschnass. Im nächsten Moment drehen sie sich um und stürmen an uns vorbei. Laut mühend laufen sie in alle Richtungen davon. Und weil es schon seit unseren Kindertagen ausgemachte Sache ist, dass mein Bruder der Stärkere ist, aber ich der Schnellere bin, fällt es wie immer mir zu, hinter ihnen herzurennen.

Der Wind frischt auf, ich springe über die Grasbüschel am Rand einer Riesenpfütze, verliere mein Gleichgewicht und falle der Länge nach in den Schlamm. Erschöpft betrachte ich eine halbe Minute lang die großen Flächen, grau und schwarz, die sich über mir im Himmel ineinanderschieben. Wie oft wir das schon gemacht haben! Ich fand es immer großartig, gemeinsam mit meinem Bruder die Herde in den Stall zu treiben oder sie hinauszulassen. Dafür bekomme ich alle paar Jahre ein Rinderhinterviertel. Nicht von der besten Kuh, die viel Geld wert ist, sondern von der schlechtesten. Ich habe mir extra eine Kühltruhe gekauft und esse manchmal monatelang Rindfleisch, bis es mir zum Halse raushängt – was umso schneller geschieht, wenn ich die fragliche Kuh gut gekannt habe.

Indem wir den Weidezaun an einer anderen Stelle weit öffnen, gelingt es uns schließlich, die Färsen über einen Umweg zum Hof zu treiben – ein oft erprobtes Ablenkungsmanöver. Mein Bruder streut mit der Gabel Heu aus und lockt das Vieh so in den Stall. Als auch das letzte Tier eingetrottet ist, schieben wir rasch den Riegel vor. Todmüde lehnen wir uns an die Stallwand, von der die untere Hälfte vom Mist ganz schwarz ist. Wir glänzen vor Schweiß und Dreck.

Auch wenn ich schon seit zwanzig Jahren nicht mehr rauche, drehe ich nun eine Zigarette, gemeinsam mit ihm. Eine dünne, denn er ist sparsam mit seinem Tabak und schaut mir auf die Finger. Wir rauchen und röcheln, ohne ein Wort zu sagen.

Das Vieh ist nun weg von der Weide, und nur der Bulldozer bleibt im Regen zurück, der allmählich in nassen Schnee übergeht. Drinnen zwischen den dampfenden Kuhleibern ist es behaglich. Aber dieses Mal plaudern wir nicht wie früher mit Befriedigung über die ganze Aktion, wärmen nicht endlos auf, wie heikel es gewesen ist und wie wild sie waren und wie viel Glück wir hatten, dass wir die Tiere wieder in den Stall bekommen haben, nein.

»Das mit der Landwirtschaft geht zu Ende«, sagt mein Bruder zum x-ten Mal mit einem Gesichtsausdruck zwischen Schrecken und Groll. »Sie wollen uns weghaben.«

»Noch lange nicht«, sage ich.

Wir schweigen wieder und blicken uns im Stall um, in dem sich an den verbogenen Rohren und rostigen Tränken der Verfall immer deutlicher zeigt. Die Kühe haben sich schon hingelegt, dicht beieinander, den schweren Kopf auf dem Bauch der nächsten Kuh. Sie sehen uns mit glänzenden Augen an. Ihr Atem steigt in Dampfwolken auf. Die jungen Färsen sind noch unruhig. Manchmal halten sie die Krätze nicht mehr aus und scheuern sich an den Wänden. Manchmal krümmen sie den Rücken und heben den Schwanz in die Höhe, um plätschernd zu pinkeln und zu scheißen. Es spritzt in unsere Gesichter.

»Brave Tiere«, sage ich verkrampft, um ihn einzuwickeln. »Ein schöner, in sich geschlossener und gesunder Betrieb für die Mutterkuhhaltung. Was will ein Bauer mehr?«

»Sie haben die Scheißerei«, sagt er, »und der Bauernhof läuft nicht mehr.«

Der Betrieb braucht eine neue Umweltgenehmigung, und mein Bruder fürchtet, dass der alte offene Misthaufen zum Problem wird, dass sie sagen werden, die Jauche sickere in den Boden, der Misthaufen sei nicht abgedeckt, die Nachbarn stören sich an dem Gestank. Und wie es mit der Ammoniakemission und der Stickstoffdeposition stehe?

Ich gehe hinaus zum Pinkeln. Nichts ist so entspannend, wie gegen einen Baum oder Strauch zu pinkeln, Eichel im Wind, eins mit der Natur, frei wie ein Vogel. »Die Blumen gehen davon kaputt, ihr Rotznasen«, rief Ma früher. Aber wir Rotznasen mit unseren pickligen Gesichtern taten es, um unser Territorium abzustecken, beim nächsten Mal wieder. Ich war vier, fünf Jahre alt, als mein Bruder mir grinsend vorschlug, auf den Weidedraht zu pinkeln. Ein klassisches, albernes Spiel unter Bauernkindern, das wusste ich wohl. Ein Stromstoß fuhr durch meinen Penis, als hätte der Blitz eingeschlagen.

Jetzt sitzt mein Bruder auf der niedrigen Mauer neben dem alten Schweinestall, seinem Lieblingsplatz, von dem man die Kühe sehen kann, sowohl im offenen Laufstall als auch auf der Weide hinter dem Obstgarten. So hat er im Auge, ob sie brünstig sind oder trächtig oder kurz vorm Kalben. Ich setze mich neben ihn. Zusammen betrachten wir die Tiere. Wie wir da so sitzen, übermannt mich wieder die Wehmut, die manchmal an mir klebt. Ein Gefühl, das viel mehr umfasst als nur Familie, es geht um den Hof und die Felder und die kleinen Wasserläufe, es geht um das Leben, das mit dem Land und der Luft zusammenhängt, es geht um all das Alte und Vertraute, das hier immer schon gewesen ist.

Ich überlege, wie schön es doch ist, mit so großen, gutmütigen Tieren zusammenzuleben, wie man es hier seit Menschengedenken macht, und ich frage mich, ob irgendwann, wenn alle Vegetarier sind, Fleisch im Labor gezüchtet wird oder der letzte Bauer ausgestorben ist, der Tag kommen wird, an dem wir uns nicht mehr vorstellen können, jemals tausend Kilo schwere Kühe als Haustiere gehabt zu haben. Und ob wir das bedauern würden.

Hinter uns im Gebüsch ertönt der heisere Ruf eines Fasan. Ein Vogelschwarm zieht über uns hinweg, sind es Kiebitze? Nein, Tauben.

Wieder fallen Schüsse. Ich springe auf und höre eine Ladung kleiner Schrotkugeln auf dem Wellblech aufschlagen. Ein scharfes, prasselndes Geräusch, als würde ein Eimer Murmeln über das Dach gekippt. Links und rechts fallen angeschossene Tauben vom Himmel, manche gurren noch, andere in Fetzen, durch einen kräftigen Kugelhagel am Flug gehindert.

Natürlich, es ist der Jäger, dieser komische Kauz. Vom Erlenhain aus schießt er auf Ringeltauben. Bekämpft er sie nicht, kann er für den Schaden, den sie anrichten, persönlich zur Rechenschaft gezogen werden. Ma hat ihn früher ein paarmal angerufen, wenn die Tauben im Gebälk des Kuhstalls ihre Nester gebaut und sich wie Ratten vermehrt haben. Sie scheißen alles voll, sogar die Kühe. Die zuvor braunen Gitter und Gatter sind dann weiß vor Taubendreck.

»Es ist eine Schande«, murre ich. »Ein Blutbad.«

Mit großen Schritten geht mein Bruder in das Haus, in dem er schon – bis auf das eine Jahr Militärdienst – sein ganzes Leben wohnt, das aber mit einem Mal anders aussieht und sich anders anfühlt. Jetzt herrscht hier ein Durch-

einander. Krimskrams auf dem Tisch, schimmelige Teller im Spülbecken, Spinnweben vor den Fensterscheiben. Denn Ma, die immer für ihn gesorgt hat, liegt nun, festgeschnallt an ein Krankenhausbett, zwischen summenden und brummenden Apparaten. Ma war immer da, um zu reden, über das Wetter und das Vieh, über die Ernte und alle anderen Bauernfragen. Tatsache ist, dass er nun zum ersten Mal in seinem Leben allein ist. Und allein sein ist nichts für ihn, und noch weniger für Ma. Für mich schon, ich bin gut im Alleinsein. Aber er klagt nicht, er hat noch genug Tabak, und die Kühltruhe ist voll.

Regen und Wind peitschen um das alte Bauernhaus, die Dachrinnen klappern, die tiefenden Sparren vor dem Fenster wanken und knarzen. Mein Bruder klopft mit dem Fingerknöchel gegen das Barometer, so wie Pa es früher getan hat. Die Nadel springt auf »schlechtes Wetter«. Auch der Wetterbericht im Radio sagt für die kommenden Tage viel Schnee und strengen Frost voraus. Dann könnten die Tränken der Kühe zufrieren, und er muss den Tieren tagelang Wasser mit dem Eimer geben. Es wird ein scheußlicher Winter.

»Eine normale Jahreszeit gibt es nicht mehr«, sagt er.

»Der Wettermann kann sich irren«, beschwichtige ich.

Wir sitzen am Ofen, wie eh und je, mein Bruder halb versunken in seinem schwarzen Ledersofa, eine Hand unterm Kinn, Rauch umhüllt den Kopf. Er tut mir leid.

»Ma ist kaputt«, sagt er. »Das wird nicht mehr. Die kommt nicht mehr wieder.«

»Das wissen wir doch nicht.«

Er drückt seine Zigarette aus und dreht sich sofort die nächste. Dann sagt er etwas, das sich eigentlich nicht bestreiten lässt. »Dies ist ein Familienbetrieb.«

Aber ich bestreite es doch. »Komm schon, das ist dein Hof. Schon seit Jahren.«

»Das ist unser Hof«, sagt er mit Nachdruck, als hätte er es vorher geübt.

»Ja«, gebe ich zu und stehe auf, »so ist es. Es ist ein Familienbetrieb.«

»Sag mal«, fragt er dann mit geschlossenen Augen, »wann fährst du wieder?«

»Übermorgen«, sage ich vorsichtig. »Nach Haiti. Wegen des Erdbebens. Schauen, wie die Kleinbauern dort überleben.«

Er mochte es noch nie, mein Gerede über Reisen. Als wäre schon das eine Form von Fahnenflucht. War es hier etwa nicht interessant genug?

Aber heute kommt kein Wort des Protests. Er nickt, geht nicht darauf ein. Wir sprechen fast nie über meine Welt, immer über seine. Unsere.

Und so lasse ich ihn zurück mit seinem eine Woche alten Stoppelbart, den nikotingelben Fingern und der Stirn voller horizontaler Falten, die aussehen wie Notenlinien. Als ich ins Auto steige, watscheln laut schnatternd ein paar Gänse über den Hof. »Da sind die Frostgänse«, sagte Ma früher. »Haltet euch an den Baumästen fest, denn es gibt Frost, dass es kracht.«

2.

Zaligem. Die Weite

Ich habe Ma auf die Toilette gesetzt. Wie ein lahmer Vogel sitzt sie auf der Schüssel, mit einem vor Sorge verzerrten Gesicht. Sie leidet an Konstipation, und wenn ich ihr das glauben soll, sind die Schmerzen schlimmer als bei meiner Geburt. Nach zehn vergeblichen Minuten bittet sie mich, sie in ihr Zimmer zu bringen.

»Der Bauernhof ist verloren«, sagt sie wieder. »Sechzig Jahre habe ich den Hof bewirtschaftet. Und das gerne.«

»Noch mit achtzig die Kälber versorgt«, sage ich.

»Tausende Kälber habe ich aufgezogen. Zehntausende Ferkel. Kühe gemolken. Jeden Tag den Entrahmer und die Melkmaschine gewaschen.«

»Und den Haushalt gemacht.«

»Getreidegarben binden, Kartoffeln lesen, Rüben jäten. In der brennenden Sonne. Im schlimmsten Regen. Bei jedem Wetter.«

»Kein Sitzfleisch besessen.«

»Ein Pferdehahn und eine Frauenhand stehen nie still, lautet ein Sprichwort. Ausgehen gab es nicht, die Tiere gingen immer vor.«

»Und die Kinder.«

»Bis zum Schluss habe ich mich um den Gemüsegarten

gekümmert. Jetzt kann ich nichts mehr. Nicht mehr laufen. Nicht mehr aufstehen. Mich nicht mehr waschen.«

Ma fasst sich an den Bauch. »Nicht einmal mehr auf die Toilette gehen.«

Sie sieht mir tief in die Augen. »Ich kann nicht einmal mehr weinen.« Sie hat fast all ihre Körperfunktionen eingeübt, aber das findet sie im Moment das Schlimmste. Danach sehnt sie sich mit all der Kraft, die sie noch hat. Wieder weinen können.

Sie sitzt beim Balkon, mit Sicht auf die gewaltige Marienstatue auf der Spitze des Kirchturms, im Volksmund wegen der Unmengen an Blattgold Goldmarie genannt. Es ist jetzt ein paar Monate her, seit wir zum letzten Mal die Kühe in den Stall getrieben haben. Es hat tatsächlich starken Frost und Schnee gegeben und auch Ma ist nicht mehr auf den Bauernhof zurückgekehrt. Sie hat jetzt ein Zimmer im Pflegeheim *Het Hof*, das die Schwestern der Heiligen Familie in der Hofstraat in Sint-Niklaas leiten. Mit viel Wärme und Zuneigung wurde sie von den Nonnen und Pflegerinnen aufgenommen.

Ma, die nie eine Minute stillsitzen konnte, die immer Energie für zwei hatte, ist nun an einen Rollstuhl gefesselt. Die Osteoporose hat sie im Griff. Ihre Knochen sind nahezu entkalkt und brüchig wie Schilfrohr im Winter. Sie ist gestürzt und hat sich die Kniescheibe, die Hüfte und das Becken gebrochen. Mein Bruder hatte ihr an dem Morgen erst beim Ankleiden geholfen und danach die Kühe gefüttert. Als er wieder aus dem Stall kam, fand er sie auf dem Boden. Er hob sie hoch und rief den Doktor an. Als sie aus dem Haus getragen wurde, richtete sie sich auf und rief ihm zu: »Ich komme wieder.« Eine Operation an der Kniescheibe

missglückte, und bei dem Rest hat man es gar nicht erst probiert. Nichts verheilt mehr.

»Ich habe seit heute früh alle offiziellen Dokumente zusammen«, sage ich.

»Und?« Sie sieht mich mit glasigen Augen an.

»Ich bin ab heute sozusagen Landwirt im Nebenberuf. Teilzeitbauer. Ich habe eine Firma, die ich auch *Het Hof* genannt habe. Ich habe eine Betriebsnummer und kann gleich anfangen.«

Das heitert sie auf. Um ihren Mund spielt ein schwaches Lächeln, das sie erst noch vergeblich zu unterdrücken versucht. Das erste Mal seit Monaten. »Du, der immer seine Nase nur in Bücher gesteckt hat. Und nun Bauer?«

»Ja, aber ohne viel Sachverstand.«

»Jede Kuh hat mal als Kalb angefangen.«

»Es ist ja nur für eine Weile, um alles zusammenzuhalten.«

Solange sie noch lebt. Das sage ich nicht, aber das ist der Plan. Ihren Bauernhof und das Land instand halten, zwischendurch schreiben, und endlich wieder in den Polder hinein.

Ma wimmert vor Bauchweh, sie muss dringend auf die Toilette. Ich schiebe sie ins Badezimmer. Als sie fertig ist, ziehe ich schnell mit geschlossenen Augen die Spülung. Kaum wieder beim Balkon sitzend, fragt sie besorgt nach der Farbe ihres Stuhlgangs. Ich bleibe ihr die Antwort schuldig.

»War es viel?«, fragt sie mit Nachdruck.

Ich schweige.

»Ich bin doch deine Mutter«, ruft sie. Lautlos fängt sie zu weinen an, ohne Tränen, aber mit zusammengekniffenen Augen und zuckenden Schultern.